



Minarett mit Kreuz



In der südostanatolischen Stadt Midyat verdichten sich Konflikte und gesellschaftliche Entwicklungen angesichts unterschiedlicher ethnischer und religiöser Gruppen zu einem vielschichtigen Feld sozialer Beziehungen. Ein Fallbeispiel für die Auswirkungen von Krieg, ökonomischen Problemen und Nationalismus.

Text Thomas Schmidinger

Von der Ferne sieht die Stadt aus, als würde sich eine Vielzahl von osmanischen Minaretten über dem Hügel, auf dem schon die Steinmauern der Altstadt auszumachen sind, erheben. Erst als die ersten Häuser links und rechts der Straße auftauchen, die von Cizre an der irakischen Grenze nach Midyat führt, werden die kleinen Kreuze auf den vermeintlichen Minaretten sichtbar. Nicht Moscheen, sondern christliche Kirchen prägen das Stadtbild der Altstadt. Nur links der Straße, in den Neubauvierteln der Stadt, sind es tatsächlich Minarette, von denen der Muezzin gerade zum Gebet ruft, als ich endlich im Zentrum der Stadt ankomme.

Midyat ist die „Hauptstadt“ des Tur Abdin, dem „Berg der Knechte“, wie die Region im Osten der Provinz Mardin in der Sprache der einheimischen Christen heißt. Diese Sprache ist nicht nur ein Kommunikationsmittel, sie ist auch Liturgiesprache der hier dominierenden syrisch-orthodoxen Kirche. Und sie ist die Sprache Jesu, worauf mich Gabriel, ein alter Mann, gleich am ersten Abend in der Stadt stolz hinweist.

Damit hat er jedoch nur teilweise Recht. Tatsächlich liegt hier am Tur Abdin eine der letzten Sprachinseln des Aramäischen, das seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. im gesamten fruchtbaren Halbmond von Judäa bis in den heutigen Irak gesprochen wurde. Auch Jesus sprach Aramäisch als Umgangssprache. Das Hebräische wurde zu seiner Zeit bereits nur noch als Sakral- und Bildungssprache benutzt.

Trotzdem würden sich Gabriel und der von ihm als „Sohn Gottes“ Verehrte wohl kaum verständigen können. In den letzten zweitausend Jahren hat sich auch das Aramäische weiterentwickelt und in verschiedene Dialekte aufgespalten, die sich so sehr voneinander unterscheiden, dass sie von Linguisten als unterschiedliche Sprachen betrachtet werden. Bereits Jesus sprach einen Dialekt des Westaramäischen, das in stark veränderter Form heute nur noch als Neuwestaramäisch in der syrischen Kleinstadt Ma'lula und zwei benachbarten Dörfern in der Nähe von Damaskus gesprochen wird. Das Ostaramäische hat sich hingegen in mehreren Dialekten gehalten, die sich selbst so weit voneinander unterscheiden, dass eine Verständigung untereinander kaum möglich ist. Während das Mandäisch noch als Kultsprache der Mandäer im Südirak und in der iranischen Provinz Khusistan gepflegt wird und im Iran sogar noch in einem Dorf als lebende Sprache existiert, werden die Dialekte des Fellihi von Christen im Irak und das Turoyo von den Christen am Tur Abdin und in einigen angrenzenden Gebieten Syriens verwendet.

☪️ Babylonische Sprachenvielfalt ☪️

„In unserem Dorf sprechen wir alle Aramäisch“, erzählt mir Gabriel bei einem Tee in einem der vielen Cayevi, der einfachen Teehäuser, wie man sie überall in der Türkei findet. Schreiben und lesen kann er seine Muttersprache jedoch nicht. „In der Schule wurden wir ausschließlich in Türkisch unterrichtet. Wir haben unsere Sprache dann in der Kirche gelernt, aber ich wurde nie in ein Kloster geschickt. Deshalb schreibe ich heute nur Türkisch“, erzählt er mir auf Arabisch, unserer einzigen gemeinsamen Kommunikationsmöglichkeit. Wie fast alle BewohnerInnen des Tur Abdin ist er mehrsprachig aufgewachsen und wechselt spielerisch zwischen Aramäisch, Arabisch, Kurdisch und Türkisch hin und her. Hat er es mit einem Beamten zu tun, wird Türkisch verwendet, schriftlich ebenso. Trifft er am Markt einen kurdischen Bekannten, wechselt er ins Kurmanji, dem in der Türkei gebräuchlichsten kurdischen Dialekt, und geht er mit einem arabischen Bekannten ins Kaffeehaus, wird selbstverständlich Arabisch gesprochen. Das Aramäische wird vor allem innerhalb der Familie, beim Gottesdienst oder in seinem Dorf gebraucht.

Um Midyat gibt es jedoch nicht nur christliche Dörfer. Die unzugängliche Bergregion war in der Vergangenheit auch Zufluchtsort für Yezidi, kurdische Anhänger einer nichtislamischen Religion, die von Muslimen immer wieder als „Teufelsanbeter“ denunziert und verfolgt wurden.

In der Stadt selbst lebten immer schon aramäischsprachige ChristInnen mit arabischsprachigen MuslimInnen zusammen. Die Altstadt auf dem Hügel war zugleich das christliche Viertel, westlich der Altstadt schließt das muslimische Viertel an. Der Markt verbindet die beiden Hälften der Stadt. Und er verbindet die Stadt mit den Dörfern der Umgebung. An Samstagen kommen hier die Bauern aus den Dörfern und verkau-

fen Oliven, Schafkäse, Obst, Gemüse und Fleisch. Daneben finden sich die Werkstätten der Handwerker, insbesondere die der Silberschmiede, für die Midyat weit über die Region hinaus bekannt ist.

Beim Barbier, der nicht nur das Haarschneiden, sondern auch die Rasur meines mittlerweile Mehr-als-Dreitagebarts in seinem Programm hat, erfahre ich, dass die Silberschmiede heute noch alle Christen seien. „Sonst sind aber viele von uns ausgewandert in den letzten Jahren“, erzählt der Fünfzigjährige.

☪️ Christlicher Exodus ☪️

Tatsächlich sind heute fast alle Kirchen in Midyat geschlossen. Nur noch zwei der vielen Kirchen der Stadt sind gelegentlich geöffnet, nur noch in einer finden Gottesdienste statt. Der letzte Pfarrer von Midyat, der eigens aus der syrisch-orthodoxen Diaspora in Deutschland geholt wurde, sei vor wenigen Wochen wieder nach Europa zurückgekehrt, erzählt mir ein junger Schüler, der bei der Kirche von Mort Schmuni Aramäisch lernt. Seither kommt jeden Sonntag ein Mönch des nahe gelegenen Klosters Mar Gabriel, um die Messe zu lesen.

Eine der Kirchen dient heute als Versteck für junge Liebespaare. Im Kirchturm oder beim alten Mauerwerk um das Gotteshaus können sie sich ungestört von ihren Familien treffen. Als ich bereits das dritte Liebespaar während meines Spaziergangs störe, verlasse ich das Areal.

In alten Reiseführern aus den 1980er Jahren wird Midyat noch als die einzige überwiegend christliche Stadt der Türkei geschildert. Damals standen acht syrisch-orthodoxen, syrisch-katholischen und protestantischen Kirchen nur drei Moscheen gegenüber. Heute sind in viele alte Bürgerhäuser der Altstadt kurdische Flüchtlinge eingezogen. In den letzten 25 Jahren sind von der christlichen Mehrheitsbevölkerung nur hundert Familien übrig geblieben. Die meisten haben die Region während der Zeit des Krieges zwischen türkischem Militär und kurdischer PKK verlassen. Als schwächstes Glied in der Kette wurden gerade die ChristInnen zwischen den Konfliktparteien zermalmt. Zu Beginn des Krieges hatten sie noch versucht, sich aus dem Konflikt herauszuhalten.

Als kleinste Minderheit der Türkei mussten sie bereits auf eine lange Geschichte der Verfolgungen zurückblicken. Im „Jahr des Schwertes“, wie die aramäischsprachigen Christen die Massaker des Jahres 1915 nennen, waren nicht nur die ArmenierInnen des Osmanischen Reiches Opfer des ersten Genozids des 20. Jahrhunderts geworden. Auch tausende aramäischsprachige ChristInnen fielen den Deportationen und Massakern der Jungtürken zum Opfer. Eine Vielzahl christlicher Dörfer im Tur Abdin wurde 1915 ausgelöscht. Im jungen türkischen Staat gab es schließlich für den herrschenden Kemalismus nur noch Türken. Die verbliebenen Christen mussten genauso „stolz sein, türkisch zu sein“, wie Kurden, Araber oder Lazen.

Vor diesem Hintergrund verwundert es wenig, dass die Christen des Tur Abdin mit Beginn des militärischen Konflikts in den 1980er Jahren ein möglichst geringes öffentliches Profil zeigen wollten und weder mit der PKK noch mit der türkischen Armee Probleme wollten. Die PKK sah sich jedoch trotz ihres kurdischen Nationalismus primär als sozialrevolutionäre Bewegung des gesamten türkischen Ostens und bemühte sich, Araber, Christen und Lazen einzubinden. So wurden auch bei den christlichen Silberschmieden und anderen christlichen Bürgern „Kriegssteuern“ eingehoben. Verweigerten sie diese, waren Probleme mit der PKK vorprogrammiert. Bezahlten sie, machte ihnen umgekehrt die türkische Armee das Leben zur Hölle. Viele der christlichen Dörfer des Tur Abdin wurden – wie kurdische Dörfer auch – von der türkischen Armee „aus Sicherheitsgründen“ evakuiert und zerstört. Die Vertriebenen fanden sich in den Elendsvierteln der großen Städte wieder oder flohen nach Europa. Dorthin setzen sich auch immer mehr der unter Druck geratenen Bürger Midyats ab. Die schönen alten Bürgerhäuser wurden zunehmend verlassen, die Kirchen leerten sich. Stattdessen zogen kurdische Flüchtlinge ein, die selbst aus ihren Dörfern vertrieben worden waren. Mit ihnen kamen ihre Kühe, Hühner und Schafe in die Stadt. Heute werden bei Sonnenuntergang die Kühe in die alten Innenhöfe getrieben. Während die Einwohnerzahl der Stadt insgesamt wächst, wird das alte urbane Zentrum zunehmend zum Dorf. Durch die Auswanderer nach Europa entstanden Diaspora-

Gemeinden der syrisch-orthodoxen Kirche in Deutschland, Frankreich, Großbritannien und nicht zuletzt in Österreich, wo die syrisch-orthodoxe Kirche mittlerweile eine staatlich anerkannte Religionsgemeinschaft mit einer eigenen Gemeindestruktur ist. Nach der Beruhigung der Lage Ende der 1990er Jahre kehrten zwar einige der älteren Flüchtlinge zurück. Viele blieben jedoch für immer in Europa. Am Wiener Zentralfriedhof befindet sich seit einigen Jahren bereits eine eigene syrisch-orthodoxe Abteilung, wo jene zu Grabe getragen wurden, die nie mehr zum Tur Abdin zurückkehrten.

Die Verbliebenen versuchen seit einigen Jahren jedoch wieder, ihre kulturellen und religiösen Institutionen aufzubauen. Im Kloster Deyrulzaferan, wenige Kilometer östlich der Stadt gelegen, leben noch einige Mönche und Nonnen. Sie versuchen hier nicht nur das monastische Leben der syrisch-orthodoxen Kirche aufrecht zu erhalten, sondern pflegen damit auch Kultur und Sprache der syrischen Christen. Das weiter östlich zwischen weitläufigen Steineichenwäldern gelegene Kloster Mar Gabriel ist das wohl größte noch in Betrieb befindliche Kloster. „Seit einigen Jahren kommen immer mehr Reisende hierher“, erzählt der junge Klosterschüler, der Interessierte durch das Kloster führt.

☪ Zwischen Krieg und sozialem Protest ☪

Mit dem Wiederaufflammen der Kämpfe zwischen türkischen Truppen und der PKK in den letzten Monaten hat diese kurze Entdeckung der Region für Kulturreisen wieder ihr (vorläufiges) Ende gefunden. Im Frühjahr 2006 finde ich nur einzelne lokale Pilger vor. Die Informationsbroschüren und Bücher in deutscher oder englischer Sprache, die in einer Vitrine zum Kauf angeboten werden, finden kaum mehr Käufer.

Der gesamte Osten der Türkei wurde in den letzten Monaten wieder zum militärischen Operationsgebiet. Nachdem die Verwicklung hoher türkischer Militärs in einen Anschlag im Herbst bekannt wurde und die folgenden Proteste in den kurdischen Städten der Türkei mit Gewalt unterdrückt wurden, herrscht im gesamten Osten des Landes Friedhofsruhe, die von den überall präsenten Jandarma, dem türkischen Inlandsmilitär, aufrechterhalten wird. Auch vor Midyat findet sich ein Kontrollposten, der jedes Auto, das in die Stadt will, kontrolliert. Auf der Weiterfahrt nach Diyarbakir müssen wir uns nach Sonnenuntergang gar in eine Liste eintragen, um die Stadt betreten zu dürfen. Nirgends sind die sozialen Verwerfungen im Osten der Türkei sichtbarer als in den Elendsvierteln um die größte kurdische Stadt. Hier haben sich die Vertriebenen in notdürftigen Behausungen niedergelassen, die oft nie legalisiert wurden. Aus ehemaligen Bauern wurden hier Arbeitslose, die als unqualifizierte Arbeiter keine Chance auf dem bereits engen Arbeitsmarkt haben. Zu den Kriegsvertriebenen kamen noch die Vertriebenen durch das GAP-Projekt hinzu, eine ganze Reihe von Staudämmen, die weite Landstriche des östlichen Mesopotamiens unter Wasser setzten oder – wie im Falle des Illisu-Damms in der Nähe von Midyat – noch setzen werden.

Gerade diese sozialen Verhältnisse waren es, die im Frühling 2006 die kurdische Jugend auf die Straßen brachten. Die spontane Rebellion der Kinder überraschte nicht nur die türkischen Sicherheitskräfte, sondern auch manch altgediente Kader der PKK. In den verwinkelten Altstadtstraßen von Diyarbakir wurde die Verfolgung der rebellierenden Jugendlichen für das türkische Militär und die Spezialeinheiten der Polizei zum Spießrutenlauf. Seither wird demonstrative Präsenz gezeigt. Auf der etwas mehr als 200 Kilometer langen Strecke von Bitlis nach Van wird unser Reisebus gleich dreimal an Checkpoints der Jandarma gründlich durchsucht.

☪ Geschichte wird umgeschrieben ☪

Hier in Van gibt es nur noch steinerne Zeugen einstiger christlicher Besiedlung. Die einst mehrheitlich armenische Stadt wurde im Lauf des Genozids 1915 und der folgenden Kriegshandlungen zwischen Russland und dem Osmanischen Reich völlig zerstört. In der wiederaufgebauten Stadt leben heute außer einigen türkischen Beamten ausschließlich Kurden. Die türkische Regierung versucht hier eine andere Geschichts-

schreibung durchzusetzen. Im lokalen Museum werden Knochen von angeblichen anatolischen Bauern ausgestellt, die von Armeniern massakriert worden sein sollen. Die verlassenen armenischen Kirchen und Grabsteine in der Umgebung sind hier kein Thema. Für die kurdische Bevölkerung der Stadt ist dies jedoch anders. „Die Türken haben zuerst die Armenier massakriert, und dann behaupten sie auch noch, sie wären von den Armeniern umgebracht worden!“, erregt sich Abdullah, ein junger Intellektueller, der uns die Geschichte der Stadt erklären will. Er leugnet keineswegs, dass auch Kurden an den Massakern beteiligt waren, weist jedoch darauf hin, dass diese auf Anordnung der jungtürkischen Regierung in Istanbul geschehen sind und die Kurden sich von dieser missbrauchen ließen.

Hier, wo die christliche Bevölkerung seit 90 Jahren verschwunden ist, will man sich nachträglich mit dieser gegen die türkische Regierung solidarisieren. Dort wo diese noch real vorhanden ist, wird das Verhältnis kompliziert. Zwar verbindet am Tur Abdin das problematische Verhältnis zum türkischen Nationalstaat Kurden, Araber und aramäische Christen, allerdings haben die Bevölkerungsverschiebungen der letzten 25 Jahre auch zu Konflikten in der Stadt geführt. Einerseits gibt es durch die Vertreibungen teilweise ungeklärte Besitzverhältnisse, andererseits ist es keineswegs so, dass die Menschen im Osten der Türkei selbst nur Opfer gewesen wären. So gab es auch in Türkisch-Kurdistan Kollaborateure, die – teilweise selbst unter Druck gesetzt – als „Dorfschützer“ mit der türkischen Armee nicht nur gegen die Guerilla, sondern auch gegen ZivilistInnen kämpften. Erst 2004 kam es dabei auch am Tur Abdin zu einem offenen Konflikt, als christliche Rückkehrer zehn Jahre nach ihrer Vertreibung das Dorf Sare von Dorfschützern besetzt sahen. Erst massive internationale Proteste führten schließlich zur Rückgabe des Dorfes an die ursprünglichen BewohnerInnen.

☪ Kannst du mir helfen, wieder nach Österreich zu kommen? ☪

Die Konfliktlinien sind dabei jedoch nicht nur ethnisch oder religiös bedingt. Vielmehr zeigt sich die Region nach 25 Jahren militärischer Konflikte in einem Feld sozialer Konflikte gefangen, die teilweise ethnisch und religiös aufgeladen werden. Streitigkeiten um Land oder Häuser spielen sich vor dem Hintergrund einer völligen ökonomischen Verelendung der Region ab. So gibt es seit einigen Jahren nicht nur Flüchtlinge, die durch Kriegseignisse gezwungen sind, nach Europa zu kommen, sondern immer mehr junge Männer, die in Europa einen Ausweg aus Arbeitslosigkeit und Elend suchen. Gerade die Jüngeren, die vielleicht etwas ändern könnten, verlassen die Stadt und kehren – manchmal nach Jahren – unfreiwillig zurück.

Khaled, ein junger Araber, spricht mich, kurz bevor ich die Stadt Richtung Diyarbakir verlasse, an: „Kannst du mir helfen, wieder nach Österreich zu kommen? Ich bin vor drei Monaten hierher abgeschoben worden. Vorher lebte ich schon acht Jahre in Deutschland und Österreich. Ich habe dort eine Freundin und will ein normales Leben haben. Hier gibt es keine Arbeit, und wenn du keine Arbeit hast, hast du nichts zum Leben.“ Zurzeit hilft er im Taxiunternehmen seines Vaters mit. „Damit falle ich zu Hause wenigstens nicht zur Last.“ meint der sympathische junge Mann. Sein Onkel arbeitet als Lkw-Fahrer und pendelt mit seinem Lkw zwischen der Türkei und dem Irak hin und her. Am völlig überfüllten Grenzübergang bei Silopi warte er meist einen Monat auf die Durchreise: „Für eine Fuhr bekommt er 700 Euro. Jetzt steht er schon drei Wochen an der Grenze und hat bereits 400 Euro verbraucht. Kannst du dir so ein Leben vorstellen?“

Als ein anderer junger Mann uns Deutsch sprechen hört, gesellt er sich zu uns. Yakub stammt aus einer christlich-aramäischen Familie und wurde ebenfalls aus Deutschland abgeschoben. Auch er will möglichst schnell wieder nach Europa.

Aber nicht nur die ökonomische Misere vereint. Ähnlich sind sich die BewohnerInnen Midyats auch in ihren Sitten und Moralvorstellungen. Auf dem Gelände der verlassenen Kirche ganz oben auf dem Hügel verstecken sich deshalb alle Liebespaare, ob muslimisch, christlich oder yezidisch. Auch wenn die Paare sich meist nur innerhalb einer Religionsgemeinschaft – oft sogar nur innerhalb einer ethnischen Gruppe – zusammenfinden, so haben sie doch gemeinsam, dass sie in ihren romantischen Stunden nicht gestört werden wollen. Und letztlich weiß dann doch niemand, wer sich mit wem im Kirchturm versteckt.

Türkei

Bevölkerung: ca. 70 Millionen

Regierungsform: laizistische

Republik, parlamentarische

Demokratie

Regierungspartei: AKP

(konservativ-islamistisch)

Konflikt: Bis heute leugnet die

Türkei den nach dem 1. WK

begangenen Genozid an den

Armeniern. Die Unterdrückung

der kurdischen Bevölkerung

sowie der Kampf gegen die

kurdische Guerillaorganisation

PKK erlebt zur Zeit einen neuen

Höhepunkt.

Thomas Schmidinger

ist Lehrbeauftragter am Institut

für Politikwissenschaft der

Universität Wien, Obmann

der im Irak und der Osttürkei

tätigen Hilfsorganisation

WADI und arbeitet als

Flüchtlingsbetreuer in

Niederösterreich.